



Department of

Neurobehavioral Genetics

Hinweise für Studierende zu Umgangsformen und Gepflogenheiten im akademischen Schriftverkehr und Gespräch

von JOBST MEYER

Studierende, insbesondere wenn sie frisch an die Universität kommen, sehen sich oft mit einer Fülle von Ritualen und Besonderheiten des persönlichen Umgangs im akademischen Milieu konfrontiert. Diese Gepflogenheiten sind nicht immer vertraut und durchaus auch nicht immer einsichtig. Der vorliegende Leitfaden soll ihnen eine erste Hilfestellung sowie Perspektiven für die weitere Karriere an die Hand geben. Er ist erkennbar aus naturwissenschaftlicher und *Boomer*-Sicht und der besseren Lesbarkeit halber nicht in geschlechtsneutraler Sprache verfasst.

Auf die Tatsache, dass dieser Text hier und da auch satirische Elemente beinhalten mag, sei bereits an dieser Stelle hingewiesen!

1. Schriftverkehr

Die Wochenzeitschrift *DIE ZEIT* bemängelte vor einigen Jahren in einem Artikel¹ unter dem Titel „Hallöchen, Herr Professor“ die vielfach anzutreffenden und wohl auf die Kommunikationsgepflogenheiten in Internet und WhatsApp zurückgehenden mangelhaften Umgangsformen von Studierenden im Schriftverkehr:

Sie werden vielleicht bei Ihrem Professor anfragen müssen, ob noch ein Platz im Seminar frei ist oder ihm mitteilen müssen, dass Sie nicht daran teilnehmen können. Wie also schreiben? Erfahrungsgemäß formuliert die Hälfte der Studierenden besonders förmlich („*Sehr geehrter Herr Prof. Dr. med. Knodel, ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie...*“); die andere Hälfte besonders locker („*Betreff: arghh! Guten Abend. Haben Sie von meiner Freundin die nachricht bekommen dass mein zug ausgefallen ist? Ich stand gerade im wald mit dem ollen ding. Ich hoffe Sie haben mich heute nicht zu sehr vermisst ;) wenn sie brauchen kann ich ihnen einen attest besorgen.. aber eigentlich war ich nicht krank.Lg*“ - E-Mail eines Studenten an einen Hochschullehrer; zitiert nach „Forschung und Lehre“ 3/13 und dem *Bonner General-Anzeiger* vom 29. Januar 2013). Beides ist nicht unbedingt guter Stil; vielmehr gibt es Regeln - etwa die DIN 5008 für die Gestaltung von Geschäftsbriefen -, die zu befolgen viele Dinge vereinfacht.

2. Beginnen wir mit der Anrede:

Grundsätzlich werden Professoren und Doktoren mit ihrem Titel angeschrieben und auch angesprochen, auch wenn dies manchem heute unzeitgemäß vorkommen mag. Ein Professor hat in der Regel auch einen Dokortitel; dieser wird jedoch in der schriftlichen und mündlichen Anrede stets weggelassen. Also: „*Sehr geehrter Herr Professor Knodel*“ und „*Sehr geehrte Frau Dr. Freudenreich*“ wären die korrekten schriftlichen Anredeformen; der „*Professor*“ wird dabei immer ausgesprochen und das „*med.*“, „*phil.*“ oder „*rer. nat.*“ weggelassen. Wenn sie

¹ <http://www.zeit.de/2012/47/Professoren-Studenten-Korrespondenz>

Ihren Professor bereits persönlich kennen, wird er kaum etwas dagegen haben, wenn Sie irgendwann zum „*Lieber Herr Knodel*“ oder „*Hallo Herr Knodel*“ oder auch nur „*Hallo*“ übergehen; eine gewisse Vorsicht in diesem Punkt ist allerdings bei sehr hierarchisch geprägten Fächern wie beispielsweise der Medizin („*Herr Chefarzt!*“) und den Rechtswissenschaften geboten. Sollte der Professor Sie bereits beim initialen Kontakt mit „*Liebe Frau...*“ anschreiben, können Sie in Ihrer Antwort natürlich auch die vertrauliche Floskel verwenden.

Professorinnen führen meist die männliche Form des Titels („*Frau Professor Zieseniß*“), weil die weibliche („*Frau Professorin Zieseniß*“) etwas holprig klingt. Zur Entscheidungsfindung hilft oft ein Blick auf die Homepage der Abteilung. Wenn in einem Fach wie etwa, sagen wir, „*Gender Studies*“ in besonderem Maße auf eine geschlechtsneutrale Sprache Wert gelegt wird, sollte dies am Sprachduktus der Homepage deutlich werden. Kommt dieser Sprachduktus ausgesprochen „politisch korrekt“ daher, empfiehlt sich vielleicht eher, im Anschreiben die „*Professorin*“ zu verwenden.

Außerplanmäßige Professoren und Juniorprofessoren sind relativ neue akademische Konstrukte; für sie hat sich noch keine feste Regel etabliert. Man könnte sich hier die im Kampfsport verbreitete Ansicht zu eigen machen, „was nicht cool aussieht, funktioniert auch nicht“: Die schriftlichen Anreden „*Sehr geehrter Herr Außerplanprofessor*“ oder „*Sehr geehrte Frau Juniorprofessorin*“ sehen in diesem Sinne uncool aus, daher würde in beiden Fällen ein schlichtes „*Professor*“ in der schriftlichen Anrede vermutlich völlig ausreichen.

Mit einer Anrede wie etwa „*Sehr geehrte*r Prof.*in Hinze, liebe*r Kolleg*in*“² dürften sich nur die wenigsten Adressaten wirklich „geehrt“ oder zumindest wertgeschätzt fühlen. Doch dazu später!

² Aus einer E-Mail des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) an den Verfasser, 2022 (Name geändert)

Der Präsident oder Rektor einer Universität sowie der Dekan eines Fachbereichs werden mit „*Magnifizienz*“ (wörtlich etwa „Ihre Großartigkeit“) und „*Spectabilis*“ oder „*Spektabilität*“ (gewöhnlich übersetzt mit „Ihre Ehrwürdigkeit“; treffender wäre wohl „Ihre (An)sehenswürdigkeit“) angeschrieben (nur „*Spectabilis*,...“ und nicht etwa „*Lieber Herr Spectabilis*,...“). „*Magnifizenzen*“ und „*Spektabilitäten*“ treten bei einem universitären Festakt übrigens gerne in Vielzahl auf. Auch wenn diese Gepflogenheit kaum mehr ausgeübt wird: Bei Bewerbungen auf Professuren und feierlichen akademischen Veranstaltungen sind beide Anreden durchaus noch gebräuchlich. Wenn man „seinen“ Präsidenten allerdings gut kennt, wird man eine andere Anredeform, etwa „*Sehr geehrte Frau Präsidentin, liebe Frau Neumaier*“ wählen. - Kanzler und Kanzlerin werden mit „*Sehr geehrter Herr Kanzler*“ oder „*Sehr geehrte Frau Kanzlerin*“ adressiert.

Viele Universitätsangestellte in der Verwaltung lassen sich ungern auf eine vertrauliche Anrede („*Liebe Frau*...“) ein, wollen Sie doch unter allen Umständen den Eindruck vermeiden, persönliche Vorteile zu gewähren, einfach weil man sich „gut kennt“.

Im akademischen Miteinander wird auf die Nennung von Titeln in aller Regel verzichtet, denn „man weiß ja, wen man vor sich hat“. Wenn Sie es schließlich selbst zur Professorin oder zum Doktor gebracht haben, wäre es jedoch unhöflich, in der schriftlichen Anrede auf den Titel des Adressaten zu verzichten, wenn Sie Ihren eigenen Titel unter Ihrer Unterschrift anführen. Oft müssen Sie dies so handhaben, weil Sie Ihren Brief in einer offiziellen Funktion, beispielsweise als Vorsitzende des Haushaltsausschusses, verfassen. In diesem Fall sollte der Adressat korrekt mit Titel angeschrieben werden. Auch die Anreden „*Sehr geehrte Frau Kollegin*“ oder „*Sehr geehrter Herr Kollege*“ sind gebräuchlich.

Einen weiteren Ausweg bietet eine handschriftliche Ergänzung wie etwa „*Sehr geehrter Herr Professor Keunecke, lieber Friedel,...*“ - Habilitierte, die noch keinen Ruf auf eine Professur erhalten haben, tragen den Titel „*Privatdozent*“. Die korrekte Abkürzung ist „*Priv.-Doz.*“, nicht etwa „*PD*“.

3. Und im Englischen?

Im Englischen ist die in Deutschland gebräuchliche Titelreihung („*Prof. Dr. med. Dr. phil. Joachim Knodel*“) unüblich; vielmehr wird der Doktor an den Namen angehängt („*Joseph C. Barley, M.D., Ph.D.*“). Diese Kürzel besagen, dass Herr Barley zwei Dokortitel trägt, einen für Medizin („*Medical Doctor, M.D.*“) und einen für die Naturwissenschaften („*Doctor of Philosophy, Ph.D.*“). Wenn Herr Barley zudem Professor ist, geht dies oft nur aus dem Kontext hervor: „*Joseph C. Barley, M.D., Ph.D.; Professor for Astromedicine at Penn State University*“). In der Anrede kann man dann zwischen „*Dear Professor Barley*“ oder „*Dear Dr. Barley*“ wählen; beides wäre korrekt. Im Deutschen wäre in gleicher Situation allerdings der „höherwertige“ Titel angebracht. So mancher Chefarzt ließe es auch einem Patienten nicht durchgehen, wenn der ihn „nur“ mit „Herr Doktor“ anstatt „Herr Professor“ titulierte. - Auch wenn sich Briten und Amerikaner in Anredefragen gemeinhin ausgesprochen locker geben: Die schriftliche oder mündliche Anrede oder die Vorstellung als „*Mister*“ für einen Doktor oder Professor stellt in jedem Fall einen schlimmen Fauxpas dar. Stellt sich Ihnen Professor Joseph C. Barley also als „*Joseph*“ vor, dann reden Sie ihn bitte auch so an; falls er Ihnen als „*Dr. Barley*“ vorgestellt wird, dann sagen Sie so lange „*Dr. Barley*“, bis er Ihnen vorschlägt, dass Sie ihn doch bitte „*Joseph*“ nennen mögen, was meist sehr rasch geschehen wird.

4. Der Abschluss

Am Ende des Briefes oder der Mail steht die Abschlussfloskel. „*Hochachtungsvoll*“ hat sich überlebt; wenn Sie Ihrem Adressaten jedoch wirkliche Hochachtung entgegenbringen, spricht nichts dagegen, diese Floskel zu verwenden. Hat Sie beispielsweise der polnische Botschafter darüber informiert, dass Sie einen hochdotierten Wissenschaftspreis des polnischen Staates zuerkannt bekommen haben, können Sie ihm gerne „*Mit vorzüglicher Hochachtung, Ihre...*“ danken; er wird sich sicher darüber freuen. Üblich ist „*Mit freundlichen Grüßen*“; damit kann man nichts falsch machen. Die sich derzeit ausbreitenden „*Beste Grüße*“ werden von vielen Adressaten als einen Tick distanzierter als die „*freundlichen Grüße*“ wahrgenommen; sie sind möglicherweise ein aus dem Englischen übernommener „*false friend*“, also eine - in Berufszusammenhängen etwas unpassend wirkende - freie Übersetzung der „*best wishes*“. Auch die Tatsache, dass die Steigerung von „*gut*“, also „*besser*“, im Deutschen auch eine negative Konnotation aufweisen kann („Er ist kein Subunternehmer, sondern eher ein besserer Facharbeiter“), mag zu diesem Eindruck beitragen.

Generell sollte die Abschlussfloskel zur Anrede passen. Verwende ich in der Anrede „*Liebe Frau Tesenkamp*“, wären die „*freundlichen Grüße*“ am Schluss wohl angebracht; bei „*Liebe Sonja*“ hingegen kämen sie etwas steif daher. Sonja könnte also mit „*lieben Grüßen*“ oder „*vielen Grüßen*“, und wenn sie dem Absender besonders vertraut ist, auch mit „*herzlichen Grüßen*“ bedacht werden. Ein eingeschobenes „*Ihr*“; also „*Herzliche Grüße, Ihr Friedrich Voremberg*“, kann entweder einer recht förmlichen Floskel einen Schuss persönliche Wertschätzung oder, wie im obigen Beispiel, einer sehr vertraulichen Floskel ein Quäntchen förmliche Distanziertheit hinzufügen. - Oder sogar ein kleines bisschen Ironie, nämlich dann, wenn Sie einem Gegner gegenüber diesen sehr höflichen Abschluss Ihres Schreibens anbringen, mit dem Sie in irgendeiner Sache überkreuz liegen.

5. Schreiben für die Öffentlichkeit

Wahren Sie die Form! Ulrike Pfeil, langjährige Redakteurin des „*Schwäbischen Tagblatts*“ in Tübingen, schrieb in ihrem Abschiedsartikel vom 7. 2. 2015: „...und noch später machten wir (...) den Schritt, in Artikeln Frauen wie Männer bei einer wiederholten Erwähnung nur mit dem Nachnamen zu nennen. Heute ist es selbstverständlich, von „Merkel“ zu schreiben. Ohne „Frau“ galt es bis in die 1980er Jahre als unhöflich.“ Zweierlei ist an dieser Einschätzung falsch. Erstens, das Weglassen der Anrede galt nicht nur bis in die 1980er Jahre als unhöflich, vielmehr ist es das auch heute noch, egal ob gesprochen oder gedruckt und ungeachtet aller medialen Verbreitung und „gender mainstreaming“-Bemühungen. Und zweitens, ganz so „selbstverständlich“ ist es auch nicht. Die „versächlichende“ Schreibweise lässt einfach ein Mindestmaß an Achtung und Respekt vermissen und bot einem bekannten Satire-Magazin folgerichtig die entsprechende Vorlage: „*Das Merkel kommt! Und es soll Kanzler werden! Darf das sein?*“ Nicht-Journalisten schreiben meistens, ohne dass ich meinen Eindruck mit empirischen Daten belegen könnte, „*Frau-*“, „*Angela-*“ oder „*Kanzlerin Merkel*“, insbesondere, wenn sie die (Ex-)Kanzlerin beispielsweise in einem Leserbrief loben möchten („*Angela Merkel blieb im Gespräch mit den Vertretern Elboniens standhaft*“). Kritiker der Kanzlerin hingegen verwenden „*Merkel*“ hauptsächlich dann, wenn es etwas zu bemängeln gibt („*Elbonien: Merkel demonstrierte wieder einmal ihre notorische Führungsschwäche*“); das Weglassen der Anrede hat also meistens einen negativen Beigeschmack. Dies wird beispielhaft in einem Interview deutlich, das die Ex-Chefin der Grünen, Simone Peter, der Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* am 30. 4. 2014 gab:

Süddeutsche.de: „Frau Peter, *Kanzlerin Angela Merkel* reist an diesem Donnerstag nach Washington. (...)“

Simone Peter: „...Aber *Merkel* zeigt Feigheit vor dem Freund USA.“

Wenn Sie selbst als Wissenschaftlerin Stellung zu der Leistung ihrer Wissenschaftsministerin oder irgendeinem anderen gesellschaftlichen Problem beziehen möchten, beispielsweise in Form eines Leserbriefes, wahren Sie also bitte die Form. Jedoch ist Vorsicht geboten: Die durchgehende Verwendung von „*Dr. Merkel*“ in einem Leserbrief würde, gleichwohl sachlich korrekt, etwas manieriert wirken. - Wissenschaftler genießen bisher, ganz im Gegensatz zu Journalisten und Politikern, ein hohes gesellschaftliches Ansehen und Sie können mit dafür sorgen, dass dies auch so bleibt.

6. E-Mail

Im E-Mail-Verkehr (nicht etwa Email, email oder E-mail) geht es oft salopp zu, dies ist aber nicht unbedingt zu begrüßen und trifft auch nicht überall auf wohlwollendes Verständnis. Gerade ältere Professoren reagieren durchaus verschmupft, wenn sie mit „*Hallo*“ oder gar „*Hi*“ begrüßt werden und reagieren auf solche Mails grundsätzlich nicht. Generell beginnt eine Mail wie ein klassischer Brief mit einer Anredeformel und endet mit einer Abschlussformel. Der verbreitete Gebrauch von Abkürzungen wie „*LG*“ für „*Liebe Grüße*“ oder „*HlG*“ für „*Herzliche Grüße*“ in E-Mails wurde bereits in zahlreichen Zeitungsglossen satirisch aufgespießt: Er ist unbedingt zu vermeiden; kann er doch nur so interpretiert werden, dass der Verfasser der Kürzel den Adressaten so wenig wertschätzt, dass er für ihn nicht einmal das bisschen Zeit aufzuwenden vermag, welches notwendig wäre, um die zwei Wörtchen „*Liebe Grüße*“ vollständig auszuschreiben. Ob die notorischen „*MfG*“-Grüßer wohl auch ihren Präsidenten mit dem Kürzel bedenken würden? Wohl kaum. Also sollten sie besser allen anderen Adressaten diese Art von lieblosen Grüßen ebenfalls ersparen.

Angelsächsische Sekretärinnen unterschreiben entweder nur mit ihrem Vornamen („*Best regards, Karen*“) oder mit Vor- und Nachnamen. Im ersten Fall können Sie

unter Verwendung des Vornamens - dann aber bitte auch Ihres eigenen! - antworten, im zweiten Fall gebrauchen sie besser das neutrale Kürzel „*Ms.*“ (Plural: „*Mesdames*“). Dieses hat sich eingebürgert, seit auch im englischen Schriftverkehr nicht mehr zwischen verheirateten („*Mrs.*“) und unverheirateten Frauen („*Miss*“) unterschieden wird. Anders als im Deutschen, wo das „*Fräulein*“ heute zu Recht erwarten kann, mit „*Frau*“ adressiert zu werden, reagiert eine englische „*Miss*“ gewöhnlich verschnupft, wenn sie mit „*Mrs.*“ angeschrieben wird.

Wenn Sie eine Bitte an einen englischsprachigen Adressaten richten möchten, empfiehlt es sich, das „*Please*“ an den Anfang des Satzes zu stellen: „*Please, would you be so kind...*“ Steht „*please*“ hingegen am Satzende, hat es in etwa die Bedeutung einer elterlichen Bitte an das Kind, es möge endlich einer wiederholt ausgesprochenen Aufforderung nachkommen: „*Räumst Du jetzt endlich mal Dein Zimmer auf - bitte!*“

Im Umgang mit Osteuropäern, Briten, Amerikanern oder Asiaten ist es generell angebracht, sich deutlich höflicher zu geben als man es als Deutscher für adäquat empfinden mag: Die Angehörigen der meisten Völker sind schlichtweg freundlicher im Umgang miteinander als wir es in Deutschland gewohnt sind; kein Wunder also, dass Deutsche, aber auch Franzosen, vielerorts als ausgesprochen „ruppig“ gelten! Studierende aus Japan und China haben daher sehr oft Schwierigkeiten, mit offen vorgetragener sachlicher Kritik umzugehen, wie sie im akademischen Umfeld üblich ist - hier hilft eine Art Crashkurs, der die asiatischen Studierenden in die Kultur des Westens mit seiner oftmals recht direkten Art einführt. Um es auf den Punkt zu bringen: Es empfiehlt sich, mit ihnen das „*Nein-Sagen*“ und das „*Ich-Habe-Nicht-Verstanden-Sagen*“ zu üben!

Im E-Mail-Verkehr mit ausländischen Kollegen, insbesondere jenen aus dem angelsächsischen Sprachraum, hat sich folgendes Ritual zur Anrede eingebürgert: Wenn Sie einen Wissenschaftler in den USA anschreiben, werden Sie vermutlich folgende Form wählen: „*Dear Dr. Barley, I would like to kindly request a pdf of your recent paper... - Best regards, Michael Sonnenberg*“. Als Antwort erhalten

Sie dann vielleicht „*Dear Dr. Sonnenberg, thank you very much for your request... - Joseph*“. In Ihrer nächsten Mail können Sie dann „*Dear Joseph...*“ verwenden (auf das „*Dear*“ wird meistens verzichtet); Sie müssen dann allerdings auch Ihre Mail unbedingt allein mit ihrem Vornamen beschließen und nicht etwa mit „*Sincerely yours, Michael Sonnenberg*“.

Bedenken Sie, dass alle E-Mails irgendwo gespeichert sind und nahezu alle „offiziellen“ Briefe irgendwo abgeheftet und archiviert werden. Deren Inhalte können also noch nach Jahren dem jeweiligen Verfasser vorgehalten werden. Daher ist es essenziell, Briefe und Mails vor dem Abschicken peinlichst genau auf korrekte Rechtschreibung und inhaltliche Kohärenz sowie Form und Stil zu überprüfen. Dazu ein Beispiel: Ein geschätzter Kollege übermittelte mir einst seine ablehnende Haltung zur geplanten Abschaffung der bisher obligatorischen Überprüfung englischsprachiger Dissertationen durch einen Muttersprachler mit folgenden Worten: „*Ich glaube, dass ich dies nicht zuletzt deshalb gut beurteilen kann, weil ich selbst zwei philologische Disziplinen (Englisch, Französisch) studiert und mit dem - als besonders anspruchsvoll geltendem - bayerischen Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien abgeschlossen habe.*“ Das knapp zweiseitige Schreiben wies neben der zweifelhaften Dativkonstruktion in diesem Satz weitere sprachliche Mängel auf (beispielsweise „*Auf dem Hintergrund*“ statt korrekt „*Vor dem Hintergrund*“ oder „*Ferner ist mir aufgefallen, dass wissenschaftlichen Texte, die nicht dieser Überprüfung unterzogen wurden...*“), welche den zuständigen Ausschuss in seiner Auffassung bestärkten, dass eine obligatorische Überprüfung durch Muttersprachler nicht notwendig sei, da Schriftstücke wie beispielsweise Dissertationen durchaus auch dann noch gut verständlich sind, wenn sie, wie die ansonsten wohl formulierte Stellungnahme des Kollegen, ein paar wenige sprachliche Nachlässigkeiten enthalten. - Wenn der Inhalt Ihres Briefes oder Ihrer E-Mail heikel ist oder einer emotional aufgeladenen Stimmungslage entspringt, dann schlafen Sie besser noch mal eine Nacht darüber, bevor Sie Ihre Nachricht abschicken.

7. „Siezen“ und „Duzen“

Grundsätzlich bietet die Dame dem Herrn das „Du“ an. Ausnahmen von dieser Grundregel bestehen in größeren hierarchischen Unterschieden und Abhängigkeiten; so wird eine Wissenschaftliche Mitarbeiterin dem Abteilungsleiter kaum von sich aus das „Du“ anbieten; andersherum wäre das schon eher denkbar. Generell ist in dieser Frage etwas „Fingerspitzengefühl“ gefragt.

Wenn Sie mit Ihrer Bachelor- oder Masterarbeit in einer Abteilung anfangen, kann es Ihnen passieren, dass Sie von Ihrer Professorin hartnäckig „gesiezt“ werden, während sie alle anderen Mitarbeiterinnen der Abteilung „duzt“ und von diesen auch „geduzt“ wird. Natürlich fühlen Sie sich missachtet, doch gibt es für das Verhalten Ihrer Vorgesetzten eine einfache Erklärung: Die Professorin hatte vor etlichen Jahren ihre Forschungstätigkeit mit einem kleinen Team Mitarbeiter begonnen. Da sie selbst jung war, hatte man sich im Team schnell auf das vertrauliche „Du“ geeinigt. Mit den Jahren musste sie jedoch feststellen, dass es jüngeren Mitarbeitern zunehmend schwerer fiel, die respektierte und an Jahren gereifte Vorgesetzte mit „Du“ anzusprechen. Außerdem machte sie die Erfahrung, dass es viel leichter fällt, Mitarbeiter zu kritisieren, sie abzumahnern oder ihnen gar zu kündigen, wenn man mit diesen „per Sie“ steht. Die meisten Professoren gehen aus diesen Gründen irgendwann in ihrer Karriere neuen Mitarbeitern gegenüber zum obligatorischen „Sie“ über, falls sie es nicht bereits von Anfang an so gehandhabt haben. Unter Umständen fällt Ihr Arbeitsbeginn in einer wissenschaftlichen Abteilung in eben genau diese Umbruchsphase.

8. Die Sache mit dem Gendern

Seit den 1970er Jahren gibt es Bestrebungen, dass die sogenannte „Gendergerechtigkeit“ ihren Niederschlag sowohl in der geschriebenen wie auch der gesprochenen Sprache finden möge. Seither hat es zahlreiche Moden und Schreibweisen gegeben, um diese Ideen praktisch umzusetzen; Leitfäden für den adäquaten Gebrauch der gendergerechten Sprache im offiziellen Schriftverkehr halten viele Hochschulen vor. Zuerst wurde es üblich, in amtlichen Schriftstücken statt des generischen Maskulinums („Studenten“) die Form „Student/innen“ zu gebrauchen. Darauf folgten die „Studenten und Studentinnen“, dann der Unterstrich („Student_innen“), das „Binnen-I“ („StudentInnen“), „Gendersternchen“ („Student*innen“) und Doppelpunkt („Student:innen“). Alle diese Formen verursachen in bestimmten Zusammenhängen bestimmte Probleme, so war in einer Masterarbeit kürzlich die absurde Genitivkonstruktion „des PatientIn“ zu lesen. Sollte einmal ein Verlag eine besonders gelungene wissenschaftliche Arbeit aus dem Deutschen ins Englische übersetzen wollen, bestünde zudem die Gefahr, dass aus den „PatientInnen“ ganz schnell mal „female patients“ werden - daher in wissenschaftlichen Arbeiten im Zweifel besser „Patienten und Patientinnen“ verwenden. Auch die - gemeinhin grammatikalisch falsch verwendeten - Partizipformen „Studierende“ und „Forschende“ sind weit verbreitet; bis zu den „Präsidierenden“ oder gar „Kanzlernden“, „Sexualmordenden“, „Fußballernden“ (H. Martenstein), „Wiederholungstuenden“ und „Zitronenfaltenden“ scheint es allerdings noch ein weiter Weg zu sein. Alle diese Wendungen leiden darunter, dass man bei konsequenter Anwendung schnell die Grenzen einer unbeabsichtigten Komik überschreitet („Islamist:innen“³, „Krankenschwester*innen“⁴, „ProblembärInnen“⁵), was einem selbstverständlichen und unhinterfragten Gebrauch entsprechender sprachlicher Konstruktionen außerhalb der Szene der linksliberalen und

³ Das ZDF gendert die Taliban! (BZ online vom 18.8.2021)

⁴ WDR: „Intensivkrankenschwesterin“. (Die Weltwoche online vom 12.8.2022)

⁵ ARD: „Braunbären sind zu 75% Veganer:innen“. (BZ online vom 22.8.2021)

gebildeten urbanen Eliten sicherlich im Wege steht, zumal auch die engagiertesten Befürworter*innen der gendergerechten Sprache höchst ungern Begriffe wie „Amokläufer*innen“, „Ausbeuter*innen“, „Autoraser*innen“, „Attentäter*innen“, „Diktator*innen“, „Faschist*innen“, „Geldwäscher*innen“, „Gewalttäter*innen“, „Kapitalist*innen“, „Kriegsverbrecher*innen“, „Massen- und Mauerermörder*innen“, „Messerstecher*innen“, „Päderast*innen“, „Rassist*innen“, „Rechtsextremist*innen“, „Sadist*innen“, „Tierquäler*innen“, „Triebtäter*innen“ oder „Vergewaltiger*innen“⁶ verwenden. Besonders beim Verfassen von ansonsten wohl durchgegenderten politischen Parteiprogrammen soll die dunkle Seite der Macht offenkundig ein Imperium des sozialen Konstrukts „Männer“ bleiben.

Eine Strategie wäre es, derartige Sprachregelungen, so man sie denn für sich selbst ablehnt, solange im Bereich der Marotte zu verorten, wie dies möglich ist, ohne dadurch persönliche Nachteile zu erfahren. Im Zweifel wäre es sicher auch ein sinnvolles Verfahren, sich an die jeweilige „offizielle“ Sprachregelung des „Rats für deutsche Rechtschreibung“ zu halten oder aber an die Vorgaben der eigenen Hochschulleitung. Falls letztere allzu peinlich ausfallen sollten (*Neue Züricher Zeitung* online vom 14. Januar 2020 über einen Erlass der Leitung der Wiener Universität: „...*Man lässt das Ende offen und grüßt mit «Sehr geehrt* (Vorname) (Nachname)», «Liebe*r Benutzer*in» oder «Lieb* Studierend*...»*), und Sie sich damit auch nicht selbst der Lächerlichkeit preisgeben möchten, empfiehlt es sich, zumindest im Schriftverkehr mit den Kollegen, die nicht der eigenen Hochschule angehören, bei den bekannten und bewährten Anredeformen zu bleiben.

⁶ Der im Jahr 2018 zu einer lebenslänglichen Freiheitsstrafe verurteilte englische Mehrfachvergewaltiger Stephen Wood „identifizierte“ sich nach seinen Taten als „Frau“ und wurde daraufhin in ein Frauengefängnis verlegt, wo „sie“ mehrere Insassinnen sexuell belästigte.

Das Risiko, dass *Herr Professor Horst Holzhacker* sich „eigentlich“, oder besser „insgeheim“, als eine *Frau Professorin Hortense Lilienblüte* oder ein „*Professorx*⁷ *Rubidium Morgenrot*“ fühlt und Sie ihn mit der Anrede „*Sehr geehrter Herr Professor Holzhacker*“ nachhaltig traumatisieren könnten ist derart gering, dass Sie mit diesem Restrisiko sicher ganz gut leben können. Wenn sich Horst Holzhacker allerdings als („*Trans*“-)Frau „*definiert*“, gegebenenfalls noch einer Hormontherapie und operativen Geschlechtsumwandlung unterzieht, danach offiziell in „*Hortense Lilienblüte*“ umbenennt und dies auch auf nunmehr *ihrer* Homepage zum Ausdruck bringt, wäre es selbstverständlich unangemessen, ihr fortan die weibliche - oder anderweitig erbetene - Anrede zu verweigern.

Die Frage, wie zu verfahren wäre, wenn „*Chief*“ Holzhacker vorzugsweise als „*Indianer*“, „*Pinguin*“ oder „*Baum*“ „*gelesen werden möchte*“, ist glücklicherweise noch nicht Gegenstand breiter gesellschaftspolitischer Debatten – wäre das dann ganz okay, oder canceltechnisch eher eine „*kulturelle*“, „*biologistische*“ oder „*arborale Aneignung*“?

Sollten Sie Bedenken hegen, dass die Kritik an der gendergerechten Sprache den gesellschaftlichen Bemühungen entgegensteht, Minderheiten in allen Belangen Gerechtigkeit und Gleichheit widerfahren zu lassen, sei daran erinnert, dass ein solches Unterfangen, also umfassende Gleichheit für jedermann, vielleicht aus prinzipiellen Gründen gar nicht möglich sein könnte. Die Sprache mag ganz einfach nicht das geeignete Mittel sein, bestehende biologische Gegebenheiten und soziokulturelle Ungleichgewichte ungeschehen zu machen. Männer - natürlich nach biologischer Definition! - werden kaum je Kinder gebären und Frauen [*sic!*] nie welche zeugen können. Ein Mensch mit Albinismus wird keinen Job als Werbemodell bei einer Firma ergattern, die Solarien baut und für jemanden mit 1,60

⁷ Professorx Lann Hornscheidt (früher Antje Hornscheidt) ordnet sich keinem biologischen Geschlecht zu und hat eine Professur für Gender Studies an der Berliner Humboldt-Universität inne. Hornscheidt wurde 2014 durch den Vorschlag bekannt, Professorentitel durch den Gender-neutralen Begriff „Professorx“, abgekürzt „Profx.“, zu ersetzen.

Meter Körpergröße wird die Mitgliedschaft in der Basketball-Nationalmannschaft ein wohl unerreichbarer Traum bleiben, ebenso wie für den Blinden der Beruf des Tapetendesigners und den 120-kg-Mann die Karriere als Zirkusartist auf dem Hochseil. Für den Beruf des Mathematikprofessors wird zudem ein Mindestmaß an intellektueller Begabung benötigt; auch dies ist keineswegs jedem gegeben.

Ungeklärt ist auch nach wie vor die Frage, wie, abgesehen vom Geschlecht, alle anderen Minderheiten sprachlich berücksichtigt werden sollen. Der Karikaturist und Satiriker Bernd Zeller schlug vor, ein Semikolon am Wortende zu setzen („Bürger*innen;“), um auch diejenigen sprachlich nicht auszugrenzen, die chronisch an Verstopfung leiden (der Witz erschließt sich nach einigem Nachdenken).

Ein Leserbriefschreiberchen in der *FAZ* regte an, in Genderfragen ausschließlich den Diminutiv zu verwenden, etwa so: "*Ein Professorchen lud mit dem Segen des Präsidentchens und des Kanzlerchens ein Studentchen zum Eisessen ein. Das Hausmeisterchen wurde natürlich ebenso wenig gefragt wie das Putzchen, was davon zu halten sei.*" - Problem gelöst!

9. Der „CV“

Halten Sie irgendwo einen Vortrag, werden Sie gewöhnlich vom Veranstalter - bei Kongressen dem „*Chairman*“ - dem Auditorium vorgestellt. Sie bleiben dabei so lange auf Ihrem Platz sitzen, bis die Vorstellung beendet ist und man Sie auffordert, mit Ihrem Vortrag zu beginnen. Für die Vorstellung sollten Sie dem Ausrichter der Veranstaltung rechtzeitig Ihren Lebenslauf zukommen lassen, der nur die Daten enthält, die Sie auch gewürdigt wissen möchten. In der Regel enthält der „CV“, das „*curriculum vitae*“, die bisherigen Schritte auf Ihrer akademischen Karriereleiter, wissenschaftliche Preise und Ähnliches. Wie Ihre Eltern heißen und welche Hobbies Sie haben, sind im akademischen CV eher nicht von Interesse.

Der Chairman eines internationalen Kongresses wird Sie gewöhnlich ohne Nennung Ihres Titels vorstellen, kann er doch davon ausgehen, dass alle Vortragenden entweder promoviert sind oder eine Promotion anstreben. Die Anrede „Mister“ wird er jedoch auf keinen Fall verwenden! Eine typische Vorstellung könnte so ablaufen: *„Our next speaker is Janine Kirchen from Leiden University. Janine is a doctoral student in Amanda Leuwenstern’s group. The topic of her talk will be ‘The interaction of ubiquitin alpha with 11-beta hydroxylase’. - Please, Janine!”*

Bevor Janine mit ihrem Vortrag beginnt, wird Sie dem Chairman für die Einladung danken.

10. Hallöchen, Herr Doktor!

Auf Ihren Dokortitel dürfen Sie zu Recht stolz sein, beweist er doch, dass Sie ihn sich in der Regel unter großen Mühen und Entbehrungen erarbeitet haben und der Menschheit im Idealfall durch Ihre Forschung zu einer Erkenntnis verhelfen, über die sie vorher nicht verfügte. Allerdings hebt Sie der Titel auch aus der Masse heraus, was natürlich allen gesellschaftlichen Bestrebungen nach umfassender Gleichheit im Wege steht. Und so gibt es immer wieder Bemühungen, akademische und andere Titel „abzuschaffen“, zumindest auf dem Ausweis. Weil, wie kürzlich die Wochenzeitschrift *DIE ZEIT* anmerkte, man das Kürzel „Dr.“ bei einer Grenzkontrolle womöglich mit so gängigen Vornamen wie „Drulli“ oder „Dranna“ verwechseln könnte.⁸ Ob Sie bei so viel Gegenwind Ihren Titel führen oder nicht, sei Ihnen überlassen. Allerdings - auf offiziellen Schriftstücken sollte er nicht fehlen. Oft drängt sich dabei der Eindruck von „Zuviel des Guten“ auf. Bei einem Schriftstück wie etwa einer Bescheinigung oder einem Kurzgutachten könnte der „Prof. Dr.“ dreimal auf einer Seite erscheinen: Zum Ersten im Briefkopf (rechts oben), dann in der Zeile unter der zumeist unleserlichen Unterschrift

⁸ Prominent ignoriert, *DIE ZEIT* Nr. 9, S. 1, 22 Februar 2024

und drittens im Namensstempel, mit dem das Dokument zum Zwecke der Fälschungssicherheit gern versehen wird: Scheinbar zu viel, aber üblich.

Es ist peinlich, den Titel in der handschriftlichen Unterschrift unterzubringen, und es ist noch viel peinlicher, in einer Konversation auf dessen Nennung zu bestehen („*Ich habe auch einen Doktor!*“ oder „*Ich trage auch einen Dokortitel!*“). Die Reaktion darauf kann nur ein „*Na, der scheint's aber nötig zu haben!*“ sein. Mediziner fordern die Erwähnung des Titels eher ein als Naturwissenschaftler, müssen Sie sich doch von denjenigen Kollegen absetzen, die an der Promotion gescheitert waren, bzw. diese erst gar nicht angestrebt hatten, und doch von ihren Patienten hartnäckig mit „*Herr Doktor*“ titulierte werden.

Sind Sie selbst frischgebackener Doktor (gleich welcher Disziplin) und müssen eine Ihnen bis dato unbekannte Arztpraxis aufsuchen, wird Sie der Mediziner vermutlich fragen, „*Ach, sind Sie Kollege?*“, weil, wenn Sie die Frage bejahen, er sich besondere Mühe geben wird - schließlich sind Sie ja auch vom Fach und können sein Tun beurteilen! Noch schlimmer, wenn Sie sich als Molekularbiologin outen - hat unser Arzt doch mit großer Wahrscheinlichkeit unter der strengen Supervision einer solchen in einer Universitätsklinik selbst promoviert. (Biologen sind die Sklaven und Wasserträger der medizinischen Kliniken. Sie leisten dort einen Großteil der so genannten „*medizinischen Forschung*“ zum wissenschaftlichen Ruhme der Oberärzte und Klinikdirektoren.)

Auch der Polizist wird Sie, den Doktor, mit Respekt behandeln, etwa bei einer Straßenkontrolle - könnte er doch schon morgen mit einer im Dienst erlittenen Verletzung vor Ihnen auf dem Operationstisch liegen.

Wie heißt es doch bei George Orwell? „*Alle Tiere sind gleich, doch einige Tiere sind gleicher als andere!*“

11. Der öffentliche Auftritt

Generell werden so genannte „Benimmregeln“ zu Recht von jeder Generation neu hinterfragt und auf ihren Sinn abgeklopft. Ein Beispiel: Der Autor dieser Zeilen absolvierte vor seinem Studium eine landwirtschaftliche Ausbildung. Gleich in den ersten Tagen auf dem Lehrbetrieb wies die dort waltende „Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft“ den seinerzeit noch jungen Menschen vor der versammelten Tischgesellschaft an: *„Bei uns reicht man die Tasse mit Untertasse an!“* Es darf versichert sein, so etwas prägt fürs Leben! - Sind solche Regeln heute obsolet, oder doch versteckte gesellschaftliche „Codes“, die man auch in akademischen Kreisen tunlichst befolgen sollte, um nicht als ungebildeter „Hillbilly“ dazustehen?

Gesellschaftliche Codes sind allerorten präsent, so ist es frappierend, wie sehr die (männlichen) Angehörigen bestimmter Disziplinen tatsächlich den gängigen Klischees entsprechen, die von ihnen existieren: Cordanzüge werden wirklich gern von Psychologen getragen, existenzialistisch-schwarze Rollkragenpullis von Philosophen, Tweed von den Rechtswissenschaftlern, weinrote Sakkos zu gelben Hemden und Bluejeans von Ingenieuren und olivfarbene Cargo-Hosen kombiniert mit Motiv-T-Shirts von den Biologen, und das zu allen sich bietenden Gelegenheiten. Für Frauen stellt sich die Palette der modischen Möglichkeiten sicher weit aus breiter dar.

Zum persönlichen Erscheinungsbild würde auch gehören, „in Würde zu altern“: Als Professor, also Landes- oder Staatsbeamter, mit Plauze, kurzer Hose, Sandalen und fleckigem T-Shirt kurz das Rasenmähen zu unterbrechen, um sich im beschriebenen Outfit anlässlich einer Bundestagswahl ins nächste Wahllokal zu begeben, würde diesem Bemühen trotz des allgegenwärtigen Wertewandels entgegenstehen und auch dem Ansehen Ihres Berufsstands schaden.

Ungeachtet der beschriebenen Kleidungsstile wird Sie die Universitätsleitung, wenn Sie es mal zum Vizepräsidenten gebracht haben, falls nötig dezent darauf hinweisen, dass der Ahmadinejad-Look⁹ für den Fall nicht erwünscht ist, dass Sie beispielsweise eine akademische Feier wie den „*Dies academicus*“ eröffnen müssen. Sprich, es muss am Ende doch eine Krawatte her (und Sie werden lernen müssen, eine solche zu binden)!

Bei der Einweihung einer Wissenschaftlichen Einrichtung oder eines Forschungsverbundes ist die Kleiderordnung schon nicht mehr so selbstverständlich. Möchte der designierte Sprecher einer DFG-Forschergruppe „nur“ als das wissenschaftliche Genie wahrgenommen werden, als das er sich selbst fühlt, ungeachtet aller Äußerlichkeiten? Dann würden Sweatshirt, Jeans und Sneakers bei der Eröffnung des Forschungsverbunds vermutlich ausreichen.

Eine gewisse Vorsicht ist allerdings geboten, wenn sich Gutachter der „Deutschen Forschungsgemeinschaft“¹⁰ zu einem solchen Event angesagt haben. Die DFG leistet sich immerhin die Stelle einer „Protokollchefin“, die beispielsweise darauf schaut, wer bei internen Veranstaltungen neben wem sitzt, ob die Blumengestecke auf den Tischen in Ordnung und korrekt auf den ihnen zugedachten Plätzen stehen und ob der Cateringdienst einen zufriedenstellenden Job gemacht hat. Derart sensibilisiert mag es manche Gutachterin, die sich selbst viel Mühe mit ihrer Garderobe gegeben hat, als Affront empfinden, wenn eine Universität im angekündigten „feierlichen Rahmen“ ein Konzept für einen von der DFG mit Millionenbeträgen zu fördernden Sonderforschungsbereich vorstellt und alle Anwesenden -

⁹ Mahmoud Ahmadinejad war der sechste Präsident des Iran (2005 - 2013) nach der Chomeini-Revolution. Der von dem ehemaligen bayerischen Innenminister Günther Beckstein „Verbrecher“ genannte Revolutionär war der erste ranghohe Politiker, der bei internationalen Auftritten auf eine Krawatte zum Anzug verzichtete und somit einen heute weltweit vorherrschenden Modetrend setzte.

¹⁰ „Die Deutsche Forschungsgemeinschaft ist die Selbstverwaltungsorganisation der Wissenschaft in Deutschland. Sie dient der Wissenschaft und fördert Forschung höchster Qualität in allen ihren Formen und Disziplinen an Hochschulen und anderen Forschungseinrichtungen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf aus der Wissenschaft selbst entwickelten Vorhaben im Bereich der erkenntnisleiteten Forschung.“ (Eigene Darstellung)

einschließlich des Sprechers - herumlaufen, als stünde lediglich ein abendliches Abteilungsgrillen an. - Dann könnte unter Umständen diejenige Universität bei der Vergabe der Gelder den Vorzug erhalten, die sich bei der Präsentation ihres Vorhabens etwas mehr ins Zeug legt!

12. *Speech and Prejudice*

Dialekte, früher kritisch beäugt, werden heute „gepflegt“, da sie mancherorts drohen auszusterben. So wird Ihr bayerischer Zungenschlag, Ihr fränkisch rollendes „R“, Ihr Honoratiorenschwäbisch oder Hamburgisch vermutlich allerorts mit Wohlgefallen aufgenommen werden.

Schwieriger wird es bei weitergehenden sprachlichen Gepflogenheiten, so ersetzen beispielsweise die alteingesessenen Einwohner der Universitätsstadt Trier das Wort „nehmen“ konsequent durch „holen“: *„Sollen wir den 19:00-Uhr-Bus holen?“* - *„Nein, lass uns laufen, ich habe über Weihnachten zwei Kilo zugeholt.“* - *„OK, dann holen wir aber die Abkürzung durch das Wäldchen.“* – *„Warte mal, ich muss vorher noch meine Tabletten einholen.“* - Der junge Mensch aus Trier, der beschließt in Hamburg zu studieren, wird sich diese liebenswerte sprachliche Marotte rasch abgewöhnen müssen, um nicht von seinen Kommilitoninnen für - Achtung, *Triggerwarnung*, es folgt ein nicht-akademisches Wort - bekloppt gehalten zu werden.

Noch kritischer ist der Gebrauch von sprachlichen Wendungen, die gelegentlich einer sozialen Schicht zugeordnet werden und somit einen gesellschaftlichen „Code“ darstellen. Ein Beispiel wäre das - offiziell nichtexistente - Wörtchen *„drinne“* (statt *„drin“*), das in regionalen Dialekten (Köln, Berlin, Vogtland) verbreitet ist, außerhalb dieser Regionen aber vielfach - und durchaus diskriminierend - mit „Unterschichtssprache“ assoziiert wird, so wie auch die *„Vermeidung von dem Genitiv“*. Ähnlich verhält es sich mit *„ebend“*, das aus der Gegend um Greifswald stammt. Nach einer Umfrage des Internet-Portals „Gutefrage“ störte

sich immerhin ein knappes Drittel der Teilnehmer an der Verwendung von „*drinne*“.¹¹

Ein unschuldig dahingesagtes „*drinne*“, „*dranne*“ oder „*ebend*“ in einem Vorstellungsgespräch in den 1990er Jahren mit hunderten von Bewerbungen auf eine Stelle hätte eine Jobanwärterin der Boomer-Generation gut und *gerne* [*sic!*] die Karriere kosten können. - Man könnte hier also zwischen zwei Möglichkeiten wählen: Stolz zu seiner Herkunft und Dialekt stehen, oder sich das abzugewöhnen.

13. Jugendsprache, elaborierte Sprache, oder verschwurbelt?

Die *Jugendsprache* heißt nicht von ungefähr „Jugendsprache“. Auch wenn Ihre Lieblingsinfluencerin auf YouTube ihr gepflegtes „*Denglisch*“ vermutlich mit ins Altersheim nehmen wird: Das Erreichen der „magischen“ Altersgrenze von 30 Jahren wäre ein guter Zeitpunkt, neben dem Rauchen, Kiffen oder Vapen auch damit aufzuhören, Ihr Gegenüber mit „*Alter*“, „*Digga*“ oder „*Bro*“ anzusprechen. Mit dem Eintritt in das Berufsleben erwarten die meisten Menschen, dass man Ihnen einen gewissen Respekt entgegenbringt.

Die beste Methode, um selbst wie ein erwachsener Mensch behandelt zu werden ist, sich wie ein solcher zu benehmen.

In universitären Zusammenhängen, besonders in den Geisteswissenschaften, wird gewöhnlich umständlicher formuliert, als es zum eigentlichen Textverständnis nötig wäre. Die Übersetzung eines akademischen Textes in „*einfache Sprache*“ hat somit schon so manchen Kaiser seiner Kleider beraubt, bleibt doch in einigen Fällen wenig Inhalt übrig.

¹¹ <https://www.gutefrage.net/frage/wie-sehr-stoert-es-euch-wenn-jemand-drinne-statt-drinnen-sagt>

Eine Koryphäe der Genderforschung, die an der Berkeley-Universität in den USA lehrende Judith Butler, formulierte so:

*“But my point in recounting this story and its appropriation for the purposes of gender theory is to suggest that the story as we have it does not supply evidence for either thesis, and to suggest that there may be another way to read this story, one that neither confirms nor denies the theory of social construction, one that neither affirms nor denies gender essentialism.”*¹²

Soll heißen, gemäß einer bekannten Redensart, *“Nichts Genaues weiß man nicht”* über das Geschlecht. Besonders dann, wenn man die einschlägige naturwissenschaftliche Literatur nicht zur Kenntnis nimmt.¹³

¹² Judith Butler nimmt hier Bezug auf ein grausames Experiment, das im Jahr 1965 stattfand: Ein männlicher eineiiger Zwilling, David Reimer, wurde im Alter von sechs Monaten nach einer missglückten Phimose-Operation auf Anregung und Betreiben des Psychologen John Money zu einem „Mädchen“ „umoperiert“ und „erzogen“, um seine Hypothese zu stützen, dass das geschlechtsspezifische Verhalten lediglich ein erlerntes „*soziales Konstrukt*“ und nicht etwa eine genetisch determinierte Eigenschaft („*gender essentialism*“) sei. Das misshandelte Kind akzeptierte nie das ihm aufgezwungene Geschlecht und nahm sich später das Leben. In ihrem ambivalenten Text versucht Judith Butler auf subtile Weise, das Tun ihres akademischen Mentors John Money zu rechtfertigen, die Kritiker des Experiments, darunter den angesehenen Psychologen Milton Diamond, zu diskreditieren und die Erkenntnisse, die sich aus dem fragwürdigen Versuch ergaben, in Abrede zu stellen.

Butler, Judith (2001): *Doing Justice to Someone: Sex Reassignment and Allegories of Transsexuality*. GLQ 7 (4): 621–636.

¹³ Dass der Verfasser beim Thema „Gender“ etwas sensibler reagiert, als es vielleicht nötig wäre, mag der Tatsache geschuldet sein, dass er in den 1990er Jahren einem Wissenschaftlerteam angehörte, welches ein für die Geschlechtsentwicklung des Menschen wichtiges Gen identifizierte und sich somit in dieser Materie ganz gut auskennt.

14. *Deutsch oder Englisch?*

Alle paar Jahre erscheint in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der Wochenzeitschrift *DIE ZEIT* oder einer anderen Gazette für Intellektuelle ein Artikel, der die Forscher anmahnt, sie mögen doch bitte mehr auf Deutsch und weniger auf Englisch publizieren.¹⁴ Die Autoren sind gewöhnlich Wissenschaftler, die fast nur auf Deutsch schreiben, etwa Sozialpädagogen, Philosophen oder Linguisten. Auch die „Gesellschaft für Deutsche Sprache“ spricht sich oft und gern öffentlich für eine Förderung des Deutschen in der Wissenschaft aus.

Was bedeutet das? Es bedeutet, dass für die Mitglieder dieser Fachrichtungen und Verbände offenbar kein Interesse daran besteht, ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse mit der ganzen Welt zu teilen und zu diskutieren; vielmehr genügt es ihnen, sich gegenüber dem deutschen Fachpublikum zu äußern. Diese Einstellung („*Der Gegenstand unserer Forschung ist derart kompliziert, dass man ihn nur auf Deutsch adäquat auszudrücken vermag!*“) ist zwar grundsätzlich okay, allerdings wäre es für die weitaus meisten Naturwissenschaftler zu wenig.¹⁵

Deutsch als Wissenschaftssprache ist, man muss es leider so feststellen, seit dem zweiten Weltkrieg „verbrannt“. Vermutlich wäre die Wissenschaftssprache der Welt ohne die Verbrechen der Nazis heute tatsächlich Deutsch, wer weiß. Wer jedoch seine besten Philosophen, Physiker und Mediziner umbringt oder aus dem Land treibt, muss sich nicht wundern, wenn die „Sprache der Täter“ an Bedeutung verliert.

Um es klar zu sagen: Wer auf Deutsch publiziert, wird nicht wahr- und auch nicht ernstgenommen, jedenfalls nicht international.

¹⁴ <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/deutsch-als-wissenschaftssprache-sprachfreies-denken-gibt-es-nicht-1544592.html>

¹⁵ <https://www.faz.net/aktuell/wissen/geist-soziales/geht-die-deutsche-sprache-unter-der-welt-herrschaft-des-englischen-unter-19936139.html>

15. Der Konflikt und die Schiedsstelle

Ein Konflikt, sei er dienstlicher oder privater Natur, ist gewöhnlich mit viel Stress verbunden. Wer Gefahr läuft, in einen solchen Konflikt involviert zu werden, sollte also gut überlegen, ob sich das Kämpfen überhaupt lohnt. In akademischen Zusammenhängen, aber auch anderswo, ist eine Rufschädigung gravierend; um sie aus der Welt zu schaffen, wäre das Austragen eines Konflikts also angebracht. Auch wenn es um die Verteilung knapper Ressourcen geht, macht es manchmal Sinn, die Ellenbogen einzusetzen.

Selten fruchtbar ist der Austausch von Beleidigungen und ironischen Spitzen in einem bilateralen Schriftverkehr. Allerdings wird in akademischen Zusammenhängen sehr gern mit dem (sprachlich) spitzen Florett gefochten und nicht etwa mit dem groben Säbel. So würde man eher nicht sagen, „*Kollege Knodel, Sie liegen mit Ihrer Beurteilung grob falsch!*“ Wenn Sie stattdessen feststellen würden, „*Ich kann die Schlüsse, die Kollege Knodel gezogen hat, kaum nachvollziehen*“ hätten Sie bereits deutliche Kritik an der Knodel'schen Einschätzung geübt. Emotionale Ausbrüche und Türenknallen, etwa in Gremiensitzungen, verbessern Ihr „Standing“ keinesfalls, auch wenn einige ältere Professoren sehr gut darin sind, mit „gespieltem Ärger“ eine Show abzuziehen.

Universitäten, Forschungseinrichtungen und Betriebe müssen Schiedsstellen vorhalten, die der Konfliktlösung und dem Ausgleich von Interessensgruppen dienen. Diese Schiedsstellen sind mit „Ombudsleuten für gute wissenschaftliche Praxis“, „Gleichstellungsbeauftragten“ oder „Betriebsräten“ besetzt. Ihrer aller Aufgabe besteht darin, im Konfliktfall zu vermitteln. Wenn Sie selbst einmal eine solche Aufgabe übernehmen, ist es wichtig, einige Regeln zu befolgen. Die erste Regel lautet, „Bleiben Sie unter allen Umständen neutral!“ Dafür ein Beispiel: Eine Kollegin mag einen Kollegen der Anmache „*Du bist so hot in Deinem Sommerkleid!*“ zeihen und meldet den Vorgang der Gleichstellungsbeauftragten, da sie sich durch den Spruch sexistisch diskriminiert und als Frau auf Äußerlichkeiten reduziert

fühlt, auch wenn das sicher als – etwas unbeholfenes – Kompliment gemeint war. Die Gleichstellungsbeauftragte wird nun nicht besagten Kollegen mit dem Satz „*Sie haben gesagt...*“ konfrontieren, sondern eher so: „*Der Gleichstellungsstelle wurde mitgeteilt, dass in einer Konversation zwischen Ihnen und Frau X angeblich der folgende Satz gefallen sei: „...“*“. Also so neutral wie möglich. Schließlich könnte der Beschuldigte alles abstreiten und am Ende stünde Aussage gegen Aussage. - Wenn Sie, etwa als Ombudsfrau, unbesehen Partei für eine Seite ergreifen („*Ich halte Ihre Aussage für untragbar!*“), ohne für Ihre Parteinahme handfeste Belege vorweisen zu können, machen Sie sich unter Umständen einer Rufschädigung schuldig, und das könnte möglicherweise juristisch zu Ihrem Nachteil ausgelegt werden – denn, wie bereits festgestellt, der von einer Rufschädigung Betroffene wird sich unter allen Umständen und mit allen Mitteln zur Wehr setzen!

Studentische Fachschaftsräte und der Allgemeine Studierenden-Ausschuss (AStA) sind Interessenvertretungen; sie sind weniger an das Neutralitätsgebot gebunden als die Schiedsstellen, sollten es jedoch nach Möglichkeit auch beachten, um sich nicht dem Vorwurf der Einseitigkeit auszusetzen.

Egal, welchem der genannten Gremien Sie nun angehören, vermeiden Sie besser aggressiv klingende Wendungen wie etwa „*Wir möchten Ihnen die Möglichkeit einräumen, zu dem Vorfall Stellung zu beziehen*“. Eine solche Aufforderung beinhaltet eine leichte Drohung; in Gedanken wäre sie fortzusetzen mit „*Falls Sie die Ihnen angebotene Möglichkeit zur Klarstellung nicht wahrnehmen, haben Sie mit einer Abmahnung bzw. einem Disziplinarverfahren zu rechnen!*“ Solche Sanktionen sind jedoch allein den Dienstvorgesetzten vorbehalten. - Was möchten Sie denn tun, als Ombudsfrau, wenn der Beschuldigte sich entschließt, *nicht* Stellung zu beziehen, auf Ihre Aufforderung gar nicht reagiert und Sie auch über keinerlei Sanktionsmöglichkeiten verfügen? Melden Sie dann die Lappalie noch weiter nach oben, etwa der Universitätspräsidentin?

Die Schiedsstelle wäre also gut beraten, so freundlich wie möglich zu formulieren, etwa so: *„Wir wären Ihnen dankbar und würden es sehr begrüßen, wenn auch Sie uns Ihre Sicht der Dinge schildern könnten, so dass wir die Situation realistisch einschätzen können.“*

Am Ende aller Verhandlungen wird die Schiedsstelle die beiden Kontrahenten vermutlich zu einem gemeinsamen klärenden Gespräch einladen, wenn die Sache nicht schon vorher aus der Welt geschafft werden konnte.

Für den Konfliktfall allgemein gibt es ein paar bewährte Techniken, die sehr hilfreich sind, Intrigen und andere soziale Konflikte siegreich zu bestehen. Diese sind nachfolgend aufgelistet:

1. Führen Sie bei länger andauernden Konflikten ein Protokoll: Wer hat wann was gesagt, wer hat wann welche E-Mail geschrieben, und wie habe ich selbst, mündlich oder schriftlich, daraufhin Stellung bezogen? – Am besten alles chronologisch aufschreiben und archivieren!
2. Herstellung von Öffentlichkeit: Es ist wenig fruchtbar und eine Verschwendung von Lebenszeit, in einem E-Mail-Verkehr bilateral Gehässigkeiten auszutauschen. Wenn Sie also eine in Dienstzusammenhängen unpassende E-Mail erhalten, setzen Sie bei Ihrer Antwort nach Möglichkeit Ihren Vorgesetzten, den Dekan oder gegebenenfalls auch die Kanzlerin in *Cc*. Sie werden sehen, der Tonfall Ihres derart vorgeführten Kontrahenten wird sich daraufhin sehr schnell zum Positiven ändern!
3. In Ihrer schriftlichen Antwort sollten Sie zu Beginn Ihres Schreibens das ganze Geschehen noch einmal kurz rekapitulieren, gegebenenfalls auch wiederholt. Ihr Brief kann bei Dritten landen, die meistens gar nicht wissen, worum es in der Sache eigentlich geht. Die Technik des Rekapitulierens erlaubt es Ihnen zudem, das Ganze in Ihrem Sinne zu *„framen“*.

4. Überwinden Sie Ihre Harmoniesucht. Wenn Sie immer nur „lieb“ sind und nachgeben, werden Sie irgendwann nicht mehr ernstgenommen.
5. Machen Sie sich nicht unnötig Feinde. Derjenige, dem Sie aus einer vermeintlich sicheren Position heraus eine nassforsche und unhöfliche E-Mail haben zukommen lassen, kann schon morgen in einem Gremium sitzen, das über Ihren Forschungsantrag, Publikationspreis, ein Stipendium oder gar die Verlängerung Ihrer Stelle entscheidet.
6. *Wenn* Sie sich denn unbedingt Feinde machen möchten, suchen Sie diese mit Sorgfalt aus. Besonders alte, weiße und männliche Professoren, die möglicherweise auch noch „binär“ sind, haben, was das Streiten anbelangt, auf Grund ihrer zahlreichen in Gremien und im Umgang mit Kollegen geschlagenen Schlachten oft jede Menge Erfahrung. Wenn Sie einen solchen Silberrücken ob seiner vermeintlich untragbaren Gesinnung oder politisch unkorrekten Sprüche bei irgendeiner Schiedsstelle anschwärzen, ist die Gefahr ziemlich groß, dass er, trotz der Ihnen von der Schiedsstelle zugesagten Anonymität, am Ende doch herausbekommt, wer der Denunziant war - und dann möchten Sie später sicher nicht bei ihm in der Prüfung sitzen!
7. Konflikte lassen sich oft leichter ertragen, wenn man sich auf „*Hanlon's law*“ besinnt; das Gesetz lautet: „*Never attribute to malice that which is adequately explained by stupidity!*“¹⁶ - Die „Stupidity“ kann natürlich auch einfach aus Unbeholfenheit oder mangelnder Erfahrung bestehen!
8. Bevor Sie sich irgendwo über irgend jemanden beschweren, suchen Sie erst einmal das Gespräch mit dieser Person. Sie werden sehen, viele Konflikte und Missverständnisse lassen sich bei einem Glas Bier oder Hafermilch gut aus der Welt schaffen.

¹⁶ Robert J. Hanlon, https://en.wikipedia.org/wiki/Hanlon%27s_razor#:~:text=Hanlon's%20razor%20is%20an%20adage,unlikely%20explanations%20for%20human%20behavior.

**DIESE DATEI SUCHT AB OKTOBER 2026 EINEN NEUEN SER-
VER.**

**INTERESSENTEN UND INTERESSENTINNEN (GERN AUS GER-
MANISTIK ODER LINGUISTIK), DIE DAS THEMA „AKADEMISCHE
UMGANGSFORMEN“ BETREUEN, MODERNISIEREN UND WEI-
TERENTWICKELN MÖCHTEN, KÖNNEN SICH GERN BEIM VER-
FASSER MELDEN!**